



Es ist wieder so weit.

Der alte Zaubertrick der Energiepolitik kehrt zurück – geschniegelt, geschniegelt und geschniegelt noch einmal. Die Atomkraft, einst das Schreckgespenst europäischer Debatten, steht plötzlich geschniegelt im Konferenzsaal, geschniegelt in Hochglanzbroschüren, geschniegelt im Ton staatstragender Reden. Und alle tun so, als sei nichts gewesen.

Tschernobyl? Fukushima? Ach, alte Geschichten. Staub auf vergilbten Zeitungsausschnitten.

Die Zukunft, so wird uns nun versichert, strahlt wieder. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Paris, die Stadt der Lichter, hat jüngst auch das Licht der Atomreaktoren wieder heller gestellt. 27 Staaten versammelten sich dort am gestrigen Dienstag, um der Welt mitzuteilen, dass der Weg in eine klimaneutrale Zukunft offenbar über die gleiche Technologie führt, die uns seit Jahrzehnten mit einem Problem zurücklässt, das länger strahlt als jede Regierung hält.

Radioaktiver Müll.

Ein paar hunderttausend Jahre Halbwertszeit – Kleinigkeiten, wirklich.

Man muss nur lange genug warten.

Und genau hier beginnt die politische Alchemie unserer Zeit. Ein Risiko wird zum Fortschritt erklärt, eine ungelöste Frage zum Investitionsprojekt.

Was gestern noch als Gefahr galt, gilt heute als Chance.

Man nennt das Fortschritt.

Oder, je nach Blickwinkel, kollektive Amnesie.

Die Argumentation klingt vertraut und beruhigend zugleich. Atomkraft sei klimafreundlich. Atomkraft sichere Energieunabhängigkeit. Atomkraft schaffe Arbeitsplätze.

Und überhaupt: Die Welt sei unsicher geworden – Kriege, Energiekrisen, geopolitische Spannungen. Da brauche es stabile Stromquellen.

Ein bisschen Uran im Keller der Zivilisation könne da nicht schaden.



So klingt das.

Fast schon gemütlich.

Doch hinter dieser beruhigenden Erzählung lauert eine Wirklichkeit, die sich nicht so leicht in Pressemitteilungen pressen lässt. Atomkraftwerke gehören zu den teuersten Bauprojekten moderner Industriegesellschaften. Ihre Bauzeiten messen sich nicht in Jahren, sondern in politischen Generationen. Ihre Kosten explodieren regelmäßig schneller als jedes Haushaltsdefizit.

Und ihr Abfall – nun ja.

Der bleibt.

Immer.

Es gibt in Europa kein einziges Endlager, das tatsächlich betrieben wird. Nicht eines. Jahrzehnte Forschung, Milliardeninvestitionen, zahllose Kommissionen – und doch liegt der Müll weiterhin in Zwischenlagern, als hätte jemand beschlossen, die Zukunft möge sich bitte selbst darum kümmern.

Eine bemerkenswerte Strategie.

Man könnte sie auch „Zeitverschiebung politischer Verantwortung“ nennen.

Oder, weniger freundlich: Weiterreichen der Rechnung an Menschen, die noch gar nicht geboren sind.

Die eigentliche Ironie dieser Renaissance der Atomkraft liegt jedoch woanders.

Sie liegt im Ton der Debatte.

Da wird plötzlich so getan, als sei das alles eine rein technische Frage. Ein bisschen Reaktorbau hier, ein paar Milliarden dort, vielleicht noch ein paar neue Mini-Reaktoren – sogenannte SMR – die angeblich kleiner, billiger und schneller gebaut werden können.

Die Wundertechnologie der Zukunft.

Oder, realistischer gesagt: eine Hoffnung, die bislang vor allem auf PowerPoint-Folien



existiert.

Aber Hoffnung verkauft sich gut.

Vor allem dann, wenn sie teuer ist.

Und so sitzen Politiker, Banker und Industrievertreter in Konferenzsälen, sprechen über Investitionen, über Märkte, über Kapitalflüsse – und übersehen dabei die eine Frage, die sich nicht wegmoderieren lässt:

Was passiert, wenn etwas schiefgeht?

Die Geschichte der Atomenergie kennt darauf eine klare Antwort.

Dann wird es teuer.

Unfassbar teuer.

Und gefährlich.

Unfassbar gefährlich.

Die Reaktoren von Tschernobyl und Fukushima haben mehr geleistet als jede politische Kampagne: Sie haben gezeigt, dass Hochtechnologie nicht unfehlbar ist. Dass menschliche Systeme Fehler produzieren. Dass Naturkatastrophen sich nicht an Sicherheitskonzepte halten.

Und doch scheint diese Lektion langsam zu verblassen.

Vielleicht liegt das daran, dass Katastrophen im Gedächtnis der Politik eine erstaunlich kurze Halbwertszeit besitzen.

Sehr viel kürzer als die der radioaktiven Abfälle.

Man muss das einmal nüchtern betrachten: Wir diskutieren über eine Technologie, deren gefährliche Hinterlassenschaften länger existieren werden als jede Nation, jede Regierung und vermutlich jede Sprache, in der diese Debatte geführt wird.

Eine Technologie, deren Müll zukünftige Zivilisationen noch beschäftigen wird.



Und trotzdem wird sie in politischen Reden präsentiert wie ein besonders cleveres Start-up der Energiewende.

Das ist, gelinde gesagt, bemerkenswert.

Oder – um es etwas direkter zu formulieren – ziemlich absurd.

Natürlich hat die Atomkraft einen Vorteil: Sie produziert Strom ohne CO₂. Das stimmt. In Zeiten der Klimakrise wirkt dieses Argument verführerisch.

Aber eine Wahrheit bleibt bestehen: Eine Technologie, deren schlimmster Fehler ganze Regionen unbewohnbar macht, verdient zumindest eine gewisse Skepsis.

Und Skepsis ist kein Fortschrittsfeind.

Sie ist schlicht gesunder Menschenverstand.

Doch in der aktuellen Debatte scheint genau dieser gesunde Menschenverstand unter Verdacht zu geraten. Wer Zweifel äußert, gilt schnell als rückwärtsgewandt. Als jemand, der die Energiewende blockiert. Als jemand, der die Realität der geopolitischen Lage nicht verstanden hat.

Dabei ist es doch gerade realistisch, Fragen zu stellen.

Sehr viele Fragen.

Wer bezahlt die Milliarden?

Wer garantiert die Sicherheit?

Wer lagert den Müll?

Und vor allem: Wer trägt die Verantwortung in hunderttausend Jahren?

Das sind keine ideologischen Fragen.

Das sind Fragen der Vernunft.

Und vielleicht ist genau das das eigentliche Problem dieser neuen Atom-Euphorie: Sie liebt große Visionen, aber sie meidet die langen Schatten der Konsequenzen.

Der Reaktor glänzt.



Der Müll verschwindet aus dem Blick.

Zumindest für eine Weile.

Und so endet diese Renaissance der Atomkraft vorerst dort, wo sie begonnen hat – in politischen Versprechen, wirtschaftlichen Hoffnungen und technologischen Träumen.

Vielleicht funktioniert das alles ja tatsächlich.

Vielleicht lösen neue Reaktoren die alten Probleme.

Vielleicht.

Aber vielleicht erleben wir auch gerade den ältesten Trick der Energiepolitik:

Man nennt ein Risiko einfach „Zukunft“.

Klingt gleich viel besser.

Ein Kommentar von Andreas M. Brucker